Die schöne Rose

Autor(en): **Kambli, W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **193 (1914)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374512

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

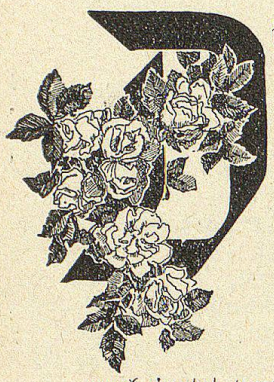
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die schöne Rose.

Von **W. Kambli.**



Die schöne Rose war des Pintenwirts zu Mühldorf einzige Tochter, groß, schlank, schwarzhaarig, glutäugig, von edeln Formen, gemessenen Bewegungen, wohlüberlegten Worten, für gewöhnliche Schmeicheleien unempfänglich, und darum galt sie für stolz, für stolz auf ihre Schönheit bei allen denen, die sie nicht näher kannten. Und wem hätte sie ihr Herz erschlossen? Ihre gute Mutter lag längst auf dem Friedhof, ihre einzige Freundin hatte sich nach auswärts verheiratet, vor ihrem eigenen Vater konnte sie nicht die rechte Achtung haben, denn der war eine gefallene Gemeindegröße, hatte sich als Friedensrichter und Notar Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen und war nun als Pintenwirt der Ratgeber aller derer, die eine faule Sache hatten. So bestund die Kundschaft einerseits aus zweifelhaften Leuten, die um des Vaters willen kamen, anderseits aus jungen Burschen, welche die schöne Rose anzog, obgleich sie über die erste Jugend bereits hinaus war, und ihre schönen Züge allmälig etwas Herbes annahmen.

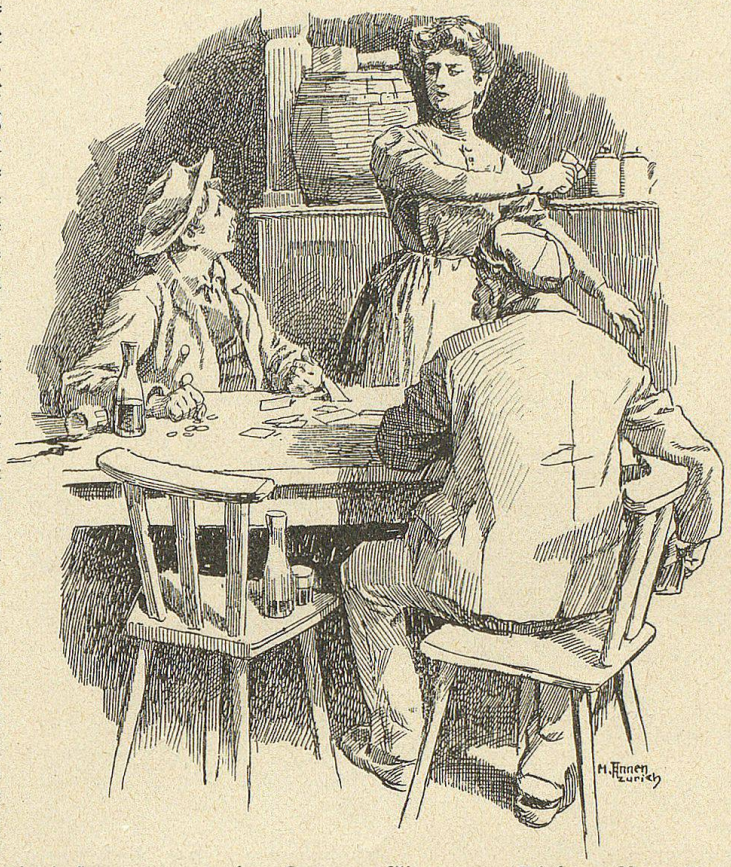
Die brave, sittenstrenge Tochter konnte sich in dieser Umgebung unmöglich wohl fühlen. Warum schüttelte sie nicht den Staub von den Füßen und suchte auswärts Stellung? Sie hätte die besten Engagements erhalten können, denn in den fremden Sprachen war sie nicht unbewandert und ein wohlanständiges, edles Gebaren lag ihr im Blute. Wollte sie den alternden Vater nicht verlassen? Fürchtete sie, er sinke ohne sie tiefer und tiefer? Wohl möglich, denn sie allein hatte noch etwelchen Einfluß auf ihn. Er mußte sich in seinen bessern Stunden auch sagen, daß er ihr Lebensglück zerstört habe. Aber für gewöhnlich bekam sie von ihm mehr bittere als freundliche Worte, denn er konnte es nicht verwinden, daß sie die reiche Partie ausgeschlagen, die er so fein für sie eingefädelt hatte. Sie aber wollte sich nicht verschachern lassen, am allerwenigsten von ihrem eigenen Vater. Es war noch ein anderes Band, das sie festhielt, ihr Schulkamerad, der arme Johann, der ehemalige Kleinbauer und nunmehrige Taglöhner, der mit seiner Mutter zusammen ähnlich hauste wie sie mit ihrem Vater. Als er vor Jahren in aller Form, damals noch beim Herrn Friedensrichter und Notar um die Hand seiner lieben Rose geworben hatte, denn er wußte, daß sie ihm gut war, war er so hochmütig abgekanzelt worden, daß er lange das Haus mied und nicht ein zweites Mal mehr fragte. Auch hatte inzwischen sein Vater ein trauriges Ende genommen, man hatte ihn im Walde erhängt gefunden, und nachher war das Gütchen auf die Gant gekommen. Die Familie war also sichtbar herabgekommen; wie weit der Friedensrichter die Hand mit im Spiele hatte, war nicht leicht zu entwirren.

Seit einiger Zeit schien der arme Johann dahinter gekommen zu sein. Er war vom Friedensrichter im Großen bestohlen worden. Aber wie konnte er es ihm beweisen? Der gesetzeskundige Fuchs war ihm hundertmal überlegen — und die schöne Rose? So nahm er denn zu einem sehr kleinen Mittel Zuflucht; er suchte ihm den Raub im Kleinen wieder abzunehmen. Des nachts stahl er Holz in dem Wald, der nun dem Pintenwirt gehörte und ursprünglich sein Eigentum gewesen, und über Tag sprach er öfters in der Wirtschaft vor, um ihn auszuspionieren, mit ihm zu spielen und ihn zu unüberlegten Aeußerungen zu verlocken. Dem Blick der schönen Rose wich er aus. Dieser entging die Veränderung in dem Burschen, der ihr nicht gleichgültig geworden war, nicht. Denn zur natürlichen Zuneigung hatte sich aufrichtiges Mitleid gesellt. Und doch, wie durfte sie ihm einen Vorwurf machen? Daß etwas nicht in Ordnung sei zwischen den beiden Familien und daß ihr Vater der schuldigere Teil sei, mußte sie ahnen, aber es gelüstete sie nicht, den Schleier zu lüften, auch konnte sie nicht hoffen, vom Vater die reelle Wahrheit zu vernehmen.

Eines Abends beobachtete sie unbemerkt den armen Johann beim Spiel. Plötzlich trat sie flammenden Blickes vor, entriß ihm die Karten und schleuderte sie auf den Tisch, ehe er sich's versah mit den Worten: „Du spielst falsch, und du bist falsch, schäme dich doch, das hätte ich dir nicht zugetraut. Bei einem andern wäre es mir gleichgültig gewesen, bei dir nicht." Sie war wie eine schöne Furie anzuschauen, hoch aufgerichtet. Dann aber sank ihre Gestalt wieder zusammen, sie stürzte hinaus und verschloß sich in ihrer Kammer; auf den heiligen Zorn folgte ein Tränenstrom, über den sie fast nicht Herr werden konnte. Die ganze Nacht schloß sie kein Auge. „Wenn wir auch nicht zusammen glücklich werden können, was liegt zuletzt daran? wenn er nur brav geblieben wäre!" Das waren die Gedanken, die sie folterten.

Die andern Mitspieler, darunter auch der Vater der Rose brachen in wieherndes Gelächter aus über die wilde Hummel, der arme Johann aber ward blaß wie eine Leiche und mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um seine innere Aufregung zu verbergen. Am liebsten wäre er der Tochter nachgeeilt und hätte ihr das ganze Elend seines Zustandes gebeichtet, aber er blieb wie gebannt sitzen und versuchte mitzulachen, was jedoch nicht recht gelingen wollte. Von diesem Auftritt an umschlich er noch ein paar Abende in der Dämmerstunde die Pinte, aber Rose tat ihm nicht den Gefallen zu erscheinen, hinein wagte er sich nicht. „Wenn du ein Mann bist, trittst du mir offen unter die Augen", sagte sie beständig zu sich selbst, obschon es ihr fast das Herz abdrückte; wie gerne wäre sie zu ihm hinausgeeilt, war nicht auch sie zu weit gegangen? Aber Rose war über die erste Jugend hinaus und verstand es, sich zu beherrschen. Ob das gut war?

Nach ein paar Tagen hieß es, der arme Johann habe beim Holzen im Wald ein Unglück gehabt, es hatte ihn eine stürzende Tanne getroffen, zwar nicht zu Tode, aber das rechte Bein war zerschmettert. Von der Unglücksstätte weg war er gerade auf die Bahnstation und von dort in's Spital in der Stadt spediert worden. Wer sollte der alten Mutter, der armen Elsbeth, die Schreckensbotschaft mitteilen? Die Männer sagten, das sei Frauensache. Rose entschloß sich zu dem schweren Gang, es war ihre Pflicht. Sie schritt nicht eben schnell, es wogte ein ganzer Aufruhr von Gefühlen und Gedanken in ihr: Ist das Unglück ganz zufällig begegnet? Sie konnte es nicht glauben. Wie lange schon trieb er doch diese Hantierung und hatte dabei auch an abschüssigen Stellen, geschweige denn auf ebenen Parzellen wie diesmal, noch niemals Schaden genommen. Wenn sein ganzes ehemaliges Ehrgefühl wieder erwacht wäre? — Sie hatte das Häuschen erreicht und trat durch die niedere Tür in die ärmliche Stube. Sie hatte nicht mehr schonend vorzubereiten, die Nachbarskinder hatten in jugendlich unbesonnenem Ungestüm bereits die Schreckenskunde gebracht und diese hatte ihre traurige Wirkung schon ausgeübt. Die alte Mutter lag mit geschlossenen Augen im alten Sorgenstuhl mit unsäglich traurigem Ausdruck auf dem einst schönen Angesicht, still und einsam, nur von der Katze umschmeichelt, als ob diese helfen wollte. Nun riß sie die Augen auf, der Blick war irr, sie redete unverständliche Worte, jetzt weinte sie, jetzt lachte sie, jetzt erkannte sie die Rose und plötzlich zog es wie ein Licht über ihr Angesicht. „Das ist schön, daß du kommst, meinen armen Johann endlich zu erlösen. Jetzt wird wieder alles gut. Aber du hast lang gewartet. Das ist brav von dir, daß du ihn nicht verachtest und seine Frau werden willst." Und sie umschlang und küßte die Tochter als ihre einzige aber sichere Rettung. Diese mußte alles geschehen lassen. Sie konnte der Wahnsinnigen unmöglich den schönen Wahn zerstören. Sie konnte ihr nur freundliche, beruhigende Worte geben und die taten ihr sichtlich wohl. Kurz entschlossen verblieb sie bei der armen Geisteskranken zu ihrer Pflege. Alles Protestieren des Vaters half nichts, diesmal blieb sie fest; sie war nicht mehr das unselbständige, fügsame Kind von ehedem. Sie wußte, was sie wollte. Und die Behörde war mehr als zufrieden, es blieben ihr ja so die Versorgungskosten erspart. Mit rührender Geduld pflegte sie die Kranke, auf alle ihre verwirrten Ideen eingehend, als ob sie Psychiatrie studiert hätte, die Liebe gab es ihr wie von selbst ein. Ihre Geduld wurde nicht auf eine zu lange Probe gestellt. Auf die Aufregung folgte Erschlaffung und eines morgens hatte ein Schlag dem qualvollen Dasein ein Ende gemacht. Rose rüstete alles zu zum letzten Gang. Es war das erste Mal, daß sie einen Todten einkleidete, aber sie war stark, es war ihre Pflicht und darum hatte sie die Kraft. Als alles in Ordnung war am Abend vor dem Begräbnis, setzte sie sich in der öden Stube an den alten Tisch und nun kam das Schwerste, der Brief an den armen Johann im Spital.



Wohl eine Stunde lang hatte sie still vor sich hin geweint, dann griff sie endlich zur Feder und schrieb: Lieber armer Johann! Ja, Du bist doppelt arm. Du bist ein Krüppel geworden und nun ist noch Deine gute arme Mutter gestorben und Du kannst ihr nun nie mehr in die treuen Augen sehen, und nicht einmal ihrem Sarge folgen. Ich kann Dich nicht trösten, denn ich bin selber arm und friedlos in meiner Seele. Ich kann nur Eines tun, Dich um Verzeihung bitten und Dir sagen, daß ich Dir helfen würde, wenn ich nur könnte und zwar nicht mit Strenge, sondern mit milder herzlicher Liebe. Aber es ist ja zu spät. Wir haben unser Glück verdorben. Gott gebe Dir Kraft, meine Kraft ist zu Ende. — Verzeih'! — Nichtwahr, wir wollen einander vergeben, aber einander nicht vergessen? Ich habe Dich so lange lieb gehabt, daß ich Dich nie vergessen kann. Mir ist bange um meine und um Deine Zukunft. Dir wird es wenigstens nicht an herzlichem Mitleid fehlen. Ich kann nicht mehr weiter schreiben.

Deine tiefbetrübte Rose.

P. S. Die Mutter muß ganz sanft eingeschlafen sein; sie hat den Frieden gefunden.

Mehrere Male war sie im Begriff, die Zeilen wieder zu zerreißen. Aber was sollte sie denn anderes schreiben? Die Wahrheit, nichts als die bittere Wahrheit.

Eine Antwort kam nicht. Ob er noch nicht schreiben konnte oder nicht schreiben wollte?

Aus der schönen Rose war eine herbe, aus der herben eine traurige geworden. Aber ihre Prüfungszeit war noch nicht vorüber. Kaum war sie zu ihrem verbitterten Vater, dem sie zum ersten Mal offen getrotzt hatte, zurückgekehrt, als auch dieser sich auf's Krankenlager legte. Böse Zungen behaupteten, der Tochter zum Trotz, er habe sehen wollen, ob er eben so gut verpflegt werde wie die geisteskranke Elsbeth. Ob anfangs Simulation dabei war oder nicht, seine Kräfte verfielen rasch, wie es bei einem alten Trinker zu geschehen pflegt. Er bekam von Zeit zu Zeit einen Anflug von weicher Zärtlichkeit. Die Tochter sollte ihm den Inhalt des Sekretärs auf's Bett ausschütten, er wollte ihr zeigen, wie er für sie gesorgt und gespart habe, aber sie ging nicht darauf ein. Es eckelte ihr vor diesem Gelde, das doch nicht auf ehrliche Weise zusammen gekommen. Dann fieng der Kranke wohl an zu poltern und ihr Vorwürfe zu machen, er faselte von kindlichem Undank und dergleichen. Sie aber hatte die Kraft, an sich zu halten und zu schweigen. Er wollte um keinen Preis sterben, aber der Tod kam doch. Als ihm die Tochter die gebrochenen Augen geschlossen, hatte auch dieses Antlitz einen friedlichen Ausdruck, der Tod ist ja der große Gleichmacher.

Als alles vorüber war, am zweiten Tag nach der Beerdigung, öffnete Rose endlich den Sekretär, einmal mußte es ja doch sein. Zuerst suchte sie nach Andenken an ihre selige Mutter. Sie fand ein vergilbtes Bild, das sie als zirka dreißigjährig darstellte, gerade in dem Alter, das die Tochter nun erreicht hatte. Die Züge hatten Aehnlichkeit, aber diejenigen der Mutter waren viel weicher, in den Augen lag Trauer. Es sagte ihr viel, aber nichts Gutes vom Vater. „Die Mutter kann auch nicht glücklich gewesen sein," das war ihr ausgemacht. Sie steckte das Bild zu sich. Dann kam der übrige Inhalt an die Reihe: Geld, Wertpapiere, Schuldscheine, angefangene Briefe. Das Geld steckte sie ein, das Uebrige durchging sie gewissenhaft, aber von Minute zu Minute wurde sie unruhiger. Woher alle diese Obligationen und Schuldscheine? Da und dort waren auch die ursprünglichen Zahlen ausgekratzt und andere eingesetzt. Der Vater hatte ja gar nicht alles decken können beim Krach vor fünf Jahren und woher nun dieses Geld? Sie schleppte alles in die Küche hinaus und übergab Zettelchen um Zettelchen dem Feuer, dann kam ihr ein Schuldschein in die Hand, lautend auf die eben verstorbene Elsbeth, er wanderte auch in die Flamme. Sie entriß ihr das brennende Papier wieder und hielt es in die Höhe, nach Herzenslust sich an der schnell leckenden Flamme weidend. Da fiel ein brennendes Stück hinunter auf die andern Papiere und die noch halb gefüllte Zündholzschachtel. Sie wich schnell zur Seite, aber dabei fing ihr Kleid am offenen Herdloch Feuer und nun hatte sie genug zu tun, die Flamme von sich selbst abzuwehren. Als ihr das endlich mit Aufbietung aller Kraft gelungen, stand die Küche bereits in hellen Flammen, die Wertpapiere waren verkohlt, das Haus selbst in größter Gefahr. Sie leerte mechanisch Wasser in die Flamme, aber es dämpfte sie nicht. Die Leute waren aufmerksam geworden und drangen in den brennenden Raum ein. Aber das rasche Oeffnen der Tür wirkte wie ein Blasebalg, das Feuer schlug hoch auf und Qualm und Hitze zwangen zum Rückzug. Bis in einem Bauerndorf die Löschmannschaft mobil ist, dauert es bekanntlich eine geraume Zeit. Das Haus brannte nieder. Rose hatte Kleider und Kostbarkeiten und etwas Hausrat retten können; aber es schien ihr am Retten nicht sonderlich viel gelegen zu sein. Als sie ein paar grobe Späße der Löschmannschaft vom Ausräuchern der Fuchshöhle und dergleichen hatte mitanhören müssen, schlich sie weinend davon, um den ganzen Plunder sich nicht mehr kümmernd.

Es fehlte nicht an Nachbarn, die ihr bereitwillig ihr Haus anboten, der selbstbewußten Rose mußte man so wie so keinen Dienst gratis erweisen. Sie lehnte dankend ab und zog fort. Jetzt hatte sie daheim nichts mehr zu tun. Der Abschied wurde ihr gar nicht sonderlich schwer, die ganze Vergangenheit war im Feuer begraben, es war so das beste für sie selbst, für den verstorbenen Vater, für das ganze Dorf. Sie fuhr in die Stadt. Der erste Gang war in's Spital. Eben war der arme nun einbeinige Johann entlassen worden, er hatte merkwürdig schnell gelernt, an Krücken zu gehen. Er mußte im Zug ge-

sessen haben, der mit dem ihrigen kreuzte. Wieder waren sie aneinander vorbeigefahren, ohne sich finden zu können. Es sollte nicht sein! Rose war traurig und doch für den Augenblick erleichtert. Was hätte sie zum armen Johann sagen, wie hätte sie ihn trösten können? Sie war ja nun heimatlos. Und doch, ihm die Hand drücken und ihm sagen: Sieh, nun sind wir, was den Stand anbelangt, gleich, — das hätte gewiß beiden so wohl getan. Es sollte nicht sein.

* * *

Es sind zwei Jahre verflossen. Die Rose geht in schwarzem Kleid, das ihr trefflich steht und ihre ernste Schönheit so recht zur Geltung kommen läßt, an jeder Hand ein fein herausgeputztes kleines Mädchen, durch die Gerechtigkeitsgasse. Die Dame des Hauses, in dem sie eine Dienststelle angenommen hatte, war gestorben. Vom Stubenmädchen war sie zur repräsentierenden Haushälterin vorgerückt. Die Kinder hingen an ihr wie an ihrer eigenen seligen Mutter, sie hatte etwas so Sicheres und Bestimmtes, man wußte in ihrer Nähe immer sogleich, was erlaubt und was verboten, was gut und was böse sei. Der Herr des Hauses behandelte sie mit steigender Ehrerbietung. Sie wußte, daß der Tag nicht mehr ferne sei, da er um ihre Hand anhalten würde und sie wußte nicht, sollte sie dann ja oder nein sagen. Der Herr war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle und die Kinder waren ihr an's Herz gewachsen schon darum, weil sie keine Mutter mehr hatten. Also sie wandert durch die Gerechtigkeitsgasse. Da plötzlich bleibt sie wie versteinert stehn. Am Fenster einer Schneiderwerkstätte sitzt ihr Johann und näht drauf los, was das Zeug hält. Ja er ist's, sie kann ihn deutlich beobachten, ohne daß er sie bemerkt. Sein Gesicht ist bleich, aber seine Züge sind fein, seine einst rohen Hände sind weiß und biegsam geworden, jetzt schaut er von der Arbeit auf, um wieder vollen Atem zu holen, da begegnen sich die Blicke, und es leuchtet plötzlich in beiden auf in gleichem Feuer, in gleicher Liebe, in gleicher Sehnsucht. Sie eilt hinein, er humpelt ihr entgegen, im matt erhellten Hausflur kommen sie zusammen. Sie sinkt an seine Schulter und weint, er lehnt zurück, um festern Stand zu gewinnen. Darf er sie umschlingen und an sich pressen, darf er sie die Seine nennen oder sind es bloße Mitleidstränen, die dem armen Krüppel gelten, hat es die gute Rose einfach menschlich übernommen, ihn so wieder zu sehen? Er hat sich beherrschen gelernt. Er spricht zu ihr mild und freundlich, fast wie eine Mutter zum weinenden Kind. „Mußt nicht traurig sein um mich, liebe Rose. Es ist mir jetzt wohler als da ich noch kein Krüppel war, habe auch einen guten Verdienst und finde auf einem Bein den rechten Weg nun viel besser als früher auf beiden." Da sah sie zu ihm auf und die Blicke fanden und verstanden sich im Düstern. „Ich weine ja nicht aus Trauer, sondern aus Freude, dich wieder gefunden zu haben, könnte ich endlich nur immer bei dir sein und immer für dich sorgen, du bist lange genug einsam gewesen." Kaum war ihr dies Geständnis über die Lippen gekommen, so fand sie die Selbstbeherrschung wieder. Sie richtete sich wieder auf, aber nicht barsch und heftig, mit einem Mann, der nur auf einem Bein stehn kann, muß man sorgsam umgehen. Und sie ließ es geschehn, daß er nun seinerseits sie umschlang mit einer Inbrunst, die sie fast erschauern machte und sie fühlen ließ, daß er, obwohl ein Krüppel, doch kein Schwächling geworden. Immer und immer wieder fragte er in staunender Bewunderung: „Ist es dein heiliger Ernst, mich auch so zum Manne zu wollen? Rose, liebe Rose, wird es dich sicher nicht gereuen?" „Gewiß nicht," sagte sie ruhig und fest und gleichzeitig fiel ihr Blick auf die beiden Mädchen, die ob der ungewohnten Szene ängstlich geworden waren und Tränen in den Augen hatten. Nun fanden beide die volle Selbstbeherrschung wieder und Rose erklärte den Kindern gleich, sie habe einen lieben Bruder wieder gefunden, den sie lange Jahre nicht mehr gesehen und der inzwischen das große Unglück gehabt habe, ein Bein zu verlieren. Dann erzählte sie Johann von ihrer gegenwärtigen guten Dienststelle, aber von den Aussichten, die sich ihr da geboten hatten, vermied sie selbstredend auch nur die leiseste Andeutung zu machen. Sie

redeten eine nächste Zusammenkunft ab und schieden dann rasch von einander, bevor sich unwillkommene Zuschauer um sie gesammelt hatten.

Die Geschichte könnte hier schließen, denn die Rose war nun auf dem Heimweg so schön wie noch nie zuvor. Es glänzten beständig Freudentränen in ihren Augen und sie war mit den Kindern so lieb, daß eine Mutter nicht lieber sein kann. Aber ich will doch noch weiter berichten. Sie beichtete ihrem Herrn ihr Erlebnis und teilte ihm ihren Entschluß mit. Er wandte sich ab und sah durch die Scheiben, schwer atemholend, dann kehrte er sich ihr wieder zu und sprach mit künstlich fester Stimme: „Ich werde Ihren Entschluß gut heißen müssen, wie alles gut war, was Sie in meinem Hause geleistet. Es wird mir sehr schwer, Sie scheiden zu sehen, aber ich kann nichts dagegen sagen. Gott segne Sie!" Sie stammelte etwas von herzlichem Dank und eilte hinaus.

Später stand der edle Herr den Verlobten mit Rat und Tat zur Seite, daß sie ein kleines aber solides Tuch- und Maßgeschäft übernehmen konnten, und als der glückliche Tag der Hochzeit kam, der im engsten Kreis gefeiert wurde, nahm er mit den Kindern an der bescheidenen aber herzlichen Feier teil und hatte den Kleinen allerliebste selbst gedichtete Verse beigebracht, die sie mit Freuden der neuen Tante Rose und dem neuen Onkel Johann vortrugen.

Unvermerkt war das ursprünglich bäuerliche Paar ein städtisches geworden, aber es hielt vom Lande fest den schlichten, treuen, einfachen Sinn. Ein einziges Mal im Jahr wurde scheinbar groß getan; dann ging es per Wagen nach Mühldorf hinaus und langsam an allen jenen, einer Kutsche zugänglichen Stätten vorüberfahrend, da sie als Kinder zusammen gespielt und wohl auch hie und da geschmollt hatten, verlebten sie selige Stunden der Erinnerung, und zur Ehre des Dorfes sei es gesagt: da war niemand, der sie nicht freundlich grüßte oder ihnen diese Freude vergällt hätte.

Moderne Busch-iade.

Ach, was muß man oft von bösen
Buben hören oder lesen,
Und zwar nicht allein von diesen,
Welche Max und Moritz hießen,
Nein, es gibt auch Weiblichkeiten,
Welche Sorgen uns bereiten,
Die, anstatt in Hymens Bande
Ehr' zu machen ihrem Lande,
Oftmals noch darüber lachen
Und sich heimlich lustig machen.
Ja, zur Uebeltätigkeit,
Dazu sind sie stets bereit,
Steine in die Scheiben rühren,
Und die Häuser zu verschmieren,
Und mit Säuren alle Sachen
Von der Post kaput zu machen,
Auf den Gassen demonstrieren
Und das große Wort zu führen,
Selbst die Polizei zu höhnen,
Samt der Uniform, der schönen,
Das scheint ihnen angenehmer
Und sie finden's noch bequemer,
Als als teure Gattin, leise,
In des Hauses engem Kreise,
Mütterlich ihr Amt zu üben
Und den Herrn Gemahl zu lieben
Und ihm stets, mit milder Schonung,
Im Bezirke ihrer Wohnung,
Peu à peu in allen Dingen
Ihre Meinung beizubringen
Und alsdann zu seiner Ehre
Tun, als ob's die seine wäre. — —
Das kann ihnen nicht genügen,
Nein, in langen, vollen Zügen
Wollen sie die Herrscher-Wonne
Trinken aus der Schicksals-Tonne.
Und vom männlichen Geschlechte
Fordern will sie alle Rechte.
Ja, in voller Rüstung jede,
Zieh'n sie aus zu grimmer Fehde.
Dies geschieht in Angel-Sachsen,
Wo die Suffragetten wachsen.
Ach, es ist nicht auszudenken
Wie sie die Moral verrenken.
Eine Rute ihrem Lande,
Zieht die gottverlass'ne Bande,
Aller Frauenwürde Zier
In den Schmutz der Herrschbegier.

Ach wie froh sind wir dagegen
Doch in unserer Ordnung Segen.
Fühlt auch etwa dann und wann
Eine Frau sich manchmal Mann,
Hört man etwa hie und da
Was für Frauenrecht geschah,
Kann man doch die Achseln zucken
Und das Ding in Ruh begucken.
Doch es sei nicht unbesprochen,
Daß wer einmal „Blut gerochen"
Schwer in die Gefangenschaft
Wieder wird zurückgeschafft.
Deßhalb rufe ich zum Schlusse:
Hütet euch vor dem Verdrusse,
Und bedenket, was die Britten
Von den Suffragetten litten!
D'rum, daß hier im Schweizerlande
Nie erstehe solche Schande,
Tue jeder seine Pflicht,
Andere Mittel gibt es nicht.
Deßhalb rat' ich frank und frei:
Junge Schweizer: ratet-hei!

Emilie Locher-Werling.